

Mit Caspar David Friedrich gegen die Demenz

Forscher vom Uniklinikum Dresden haben getestet, inwiefern Museumsbesuche Menschen mit Alzheimer helfen können.

Von Laura Catoni

Als Udo Treschau im Neuen Grünen Gewölbe zu seinen Bekannten laufen will, die vor dem Eingang der Kunstsammlung stehen, verlässt ihn für einen Moment die Orientierung. Welche der drei Türen ist die richtige? Seine Frau Renate steht vom grünen Sofa im Foyer auf und zeigt ihm den Weg, spricht ihm Mut zu. Danach verfolgt sie mit ihren Augen die Schritte ihres Mannes hinter den Glastüren. Erst als sie erkennt, dass ihr Mann bei ihren Bekannten angekommen ist, entspannt sich Renate Treschau wieder. „Ich bemühe mich“, sagt die 83-Jährige, „aber es ist nicht immer einfach.“

Udo Treschau zählt zu den rund 1,8 Millionen Menschen, die nach aktuellen Berechnungen in Deutschland demenzkrank sind. Die meisten von ihnen leiden an Alzheimer. Sie haben mitunter Schwierigkeiten beim Erinnern, Stimmungsschwankungen, Orientierungslosigkeit, Wortfindungsstörungen und depressive Symptome. Das Erledigen von Alltagsaufgaben fällt ihnen zunehmend schwer. Die Deutsche Alzheimer-Gesellschaft schätzt, dass die Zahl der Menschen mit Demenz im Alter über 65 Jahre bis 2050 auf bis zu 2,8 Millionen steigen könnte. Eine Heilung ist bis heute nicht möglich.

Daran hat auch die Studie von Michael Wächter und Karen Voigt nichts geändert, an der das Ehepaar Treschau teilgenommen hat. Allerdings konnten die beiden Wissenschaftler vom Uniklinikum Dresden (UKD) beweisen, dass der regelmäßige Museumsbesuch Menschen mit Demenz helfen kann.

„Unser Ziel war es, die Lebensqualität und das seelische Wohlbefinden der Patienten zu verbessern“, sagt die Gesundheitswissenschaftlerin und Diplomsoziologin Karen Voigt, die seit Jahren an der Schnittstelle von Medizin und Soziologie forscht. Zusammen mit Allgemeinmediziner und Kunsthistoriker Michael Wächter und in Kooperation mit den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden hat sie das Forschungsprojekt „Erinnerungs_reich“ umgesetzt.

Dafür schickten sie im Sommer 2023 insgesamt 51 Demenzzranke mit jeweils einem Angehörigen aus Dresden und der Umgebung über einen Zeitraum von zehn Wochen fünf Mal ins Museum. Dabei sei es nicht darum gegangen, Wissen über Kunst zu vermitteln, betont Karen Voigt, sondern Gespräche anzustoßen. Dafür hatten sie und ihr Forschungsteam bewusst Gemälde und Kunstobjekte ausgesucht, die Themen wie Heimat und Zuhause, Familie oder Natur behandeln, mit denen die meisten etwas verbinden können, sei es das Schokoladenmädchen oder die Sixtinische Madonna. Das Museumspersonal hatten die Wissenschaftler zuvor im Umgang mit dementen Besuchern speziell geschult.

Die nun veröffentlichten Studienergebnisse zeigen: Vor allem die depressiven Symptome der Demenz wie Niedergeschlagenheit oder fehlende Motivation konnten die Museumsbesuche bei einigen Studienteilnehmern lindern. Je stärker die Symptome, desto deutlicher war die



Udo und Renate Treschau haben an der Studie teilgenommen, die den Effekt von Museumsbesuchen auf Demenzzranke und deren Angehörige erforscht hat.

FOTO: ANJA SCHNEIDER

Besserung. Ein Drittel der Patienten gab nach dem Museumsbesuch an, sich heiterer zu fühlen, ein Viertel fühlte sich ausgeglichener.

Diese Ergebnisse sind insofern von großer Bedeutung, betont Michael Wächter, da es bis heute keine hinreichende medikamentöse Therapie für die depressiven Symptome

Führungen durchs Museum gefallen haben, dass er sich währenddessen mit einem Angehörigen gefühlt hat.

Ein Highlight aus den fünf Museumsbesuchen, die sie für das Projekt von Karen Voigt und Michael Wächter absolviert haben? Renate Treschau muss nicht lange überlegen: ein Gemälde von Caspar David Friedrich im Albertinum, auf dem die Sächsische Schweiz zu sehen ist. „Wir sollten uns auf unser Lieblingsmotiv einigen und entschieden uns dafür, weil wir früher viel in der Sächsischen Schweiz wandern waren“, erzählt die Seniorin und grinst. „Damals waren wir auf Wegen unterwegs, die heute nur noch unter Aufsicht von einem Bergsteiger begehbar sind.“

Neben dem Befinden der Demenzzranke stand für die Forscher vom UKD auch das der Angehörigen im Fokus. Immerhin werden in Deutschland mindestens 70 Prozent aller Demenzzranke zuhause gepflegt. So wie Udo Treschau. Jeden Morgen, erzählt seine Frau, wäscht sie ihn, zieht ihn an, bereitet ihm sein Frühstück zu. Allein dafür gingen bereits zwei Stunden drauf. Zwei Tage die Woche verbringt ihr Mann in der Tagespflege. „Damit ich auch mal in Ruhe zum Arzt gehen kann“, sagt Renate Treschau. Wenn ihr Mann von niemand anderem betreut wird, muss sie ihn immer im Blick haben. Alleine lassen kann sie ihn schon lange nicht mehr.

Mit den Museumsbesuchen wollten Karen Voigt und Michael Wäch-

ter vom UKD für die Angehörigen die sogenannte „care giver burden“ verringern. Der Fachbegriff beschreibt die physische und psychische Belastung, die mit der Pflege eines nahestehenden Menschen einhergehen kann.

„An dem Punkt waren wir vielleicht ein bisschen zu optimistisch“, sagt Karen Voigt. Denn an der Belastung für die Angehörigen konnten auch die Museumsbesuche nichts ändern. Allerdings: Nach dem gemeinsamen Betrachten von Kunst schätzte ein bedeutender Teil der Angehörigen den Gesundheitszustand und die körperliche Verfassung der Kranken besser ein als vorher.

Auch sie habe die Museumsbesuche genossen, erzählt Renate Treschau. Es habe ihr gut getan, rauszukommen aus der eigenen Wohnung in Coschütz, wo es ja doch schnell langweilig werde. Richtig abschalten habe sie aber nicht können während der Führungen durchs Museum. „Ich bin immer in Hab-Acht-Stellung, damit mein Mann nicht stürzt“, sagt sie.

Für sie und ihren Mann waren es nicht die ersten Museumsbesuche. Sie seien schon immer kulturell interessiert gewesen und oft in Ausstellungen gegangen, erzählt die Seniorin. Andere Paare hat das Forschungsprojekt des UKD erst dazu motiviert. In einer Befragung sechs Monate nach Abschluss gaben 37 Prozent der Angehörigen an, seit Projektende häufiger als zuvor ins Museum zu gehen. 34 Prozent berichte-

ten, aktiver am Leben teilzunehmen. Über die Hälfte gab an, seit dem Abschluss der Studie ihren eigenen Bedürfnissen wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Und: Über ein Drittel der Angehörigen erzählten, sie würden sich seit Projektende häufiger mit ihren dementen Angehörigen in die Öffentlichkeit trauen.

„Die Ergebnisse zeigen, dass es immer noch ein Tabu ist, mit Demenzzranke rauszugehen“, sagt Karen Voigt. Durch ihre Erkrankung könnten Betroffene mitunter eigen-tümlich auftreten, was Angehörigen unangenehm werden und dazu führen kann, dass sie öffentliche Orte meiden. Besonders ein Satz aus den Gesprächen mit den Studienteilnehmern sei ihr in Erinnerung geblieben, erzählt Karen Voigt: „Wir fahren wieder Bus und Bahn“.

Sich wegen der Demenzerkrankung ihres Mannes zurückziehen kam für Renate Treschau nie in Frage. „Ich habe nie ein Geheimnis aus der Erkrankung meines Mannes gemacht, ich nehme ihn überall hin mit.“ Auch wenn die Ausflüge nicht immer störungsfrei verliefen. „Dann sage ich mir, heute war heute und morgen ist morgen.“

Im Lauf des Forschungsprojekts haben sie und ihr Mann sich mit einem anderen Ehepaar angefreundet, das an der Studie des UKD teilgenommen hat. Nach den Museumsbesuchen, erzählt Renate Treschau, seien sie zu vier Mittagessen oder Kaffetrinken gegangen. Und auch heute noch träfen sie sich regelmäßig. Wäh-

rend der Treffen blühe ihr Mann jedes Mal auf.

Ihre Studie habe gezeigt, dass es darum gehe, die Betroffenen ins soziale Leben zurückzuholen, sagt Michael Wächter. Daher fordert er ein Umdenken bei der Suche nach Therapiemöglichkeiten für Menschen mit Demenz und ältere Patienten mit psychischen Erkrankungen. „In Deutschland haben wir einen starken Fokus auf Medikamenten“, sagt der Mediziner. Das zeige sich auch in der Forschung. Studienvorhaben wie seine hätten schlechtere Chancen auf Förderung als solche der Pharmakologie.

Geht es nach Michael Wächter und Karen Voigt, gibt es Museumsbesuche für Menschen mit Demenz oder Depression in Zukunft auf Rezept. Sogenanntes „Social Prescribing“, wie es im Fachjargon heißt, bedeutet sinngemäß „Soziales miteinander auf Rezept“. Vorstöße dazu gab es dazu unter anderem bereits in den skandinavischen Ländern, den Niederlanden, Österreich und Australien.

Natürlich dürfe, insofern es hilft, auch etwas anderes auf dem Rezept stehen als der Museumsbesuch, sagt Karen Voigt und lacht. „Was für den einen die Galerie ist, ist für den anderen vielleicht das Dynamo-Stadion.“

Renate und Udo Treschau wissen schon, wo sie als nächstes hinwollen: Wieder ins Residenzschloss. Das Museumspersonal haben sie bereits gebeten, sich zu melden, sobald eine neue Ausstellung zu sehen ist.



In Deutschland haben wir einen starken Fokus auf Medikamenten

Michael Wächter
Forscher am Uniklinikum Dresden

einer Demenzerkrankung gibt. Generell wirkten Antidepressiva, die bei Depression oder Angsterkrankungen zum Einsatz kommen, bei Patienten im hohen Alter schlechter als bei jüngeren Patienten. „Museumsbesuche dagegen sind günstig und ohne Nebenwirkungen“, sagt Wächter.

Udo Treschau findet keine Antwort, als er gefragt wird, wie es ihm nach Museumsbesuchen ergangen ist. Das Sprechen fällt dem 85-Jährigen wegen seiner Demenz zunehmend schwer. „Ich kann nicht in ihn hineinschauen“, sagt seine Frau. „Aber ich habe erkannt, dass ihm die

ANZEIGE

... seit 1990 planen und bauen wir die optimalen Wintergärten in Dresden !



... zusammen mit hochwertigen deutschen Lieferanten !



... einige Beispiele von vielen kalten + warmen Wintergarten-Objekten !

SYSTEMBAU
Barchmann UG

Fachbetrieb für Alu/Glasbauten

- Wintergärten, kalt und warm
- Markisen, Sonnenschutz und Fensterläden aus Aluminium
- Carports und Vordächer
- Fenster und Türen ... Kunststoff, Holz oder Alu

01259 Dresden
Lockwitztalstraße 19
Tel. 0351/201 70 70

Handy: 01 74/733 2736

Mail: barchmann-systembau@web.de
www.systembau-barchmann.com